

Die Kommunalen



LINKE im Land: 16 Geschichten
aus Rathäusern und Gemeinden
Porträts: Kathrin Gerlof | Fotos: Rico Prauss

Kathrin Gerlof | Rico Prauss
Die Kommunalen

**Kathrin Gerlof
Rico Prauss**

Die Kommunalen

**LINKE im Land: 16 Geschichten
aus Rathäusern und Gemeinden**

VSA: Verlag Hamburg

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung
des Parteivorstands der Partei DIE LINKE
und der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Die Reportagen wurden von Oktober 2010 bis Oktober 2011 recherchiert.

Dank an Susa Riemenschneider in Düsseldorf für die Lautschriftübersetzung.

© an den Texten: Kathrin Gerlof 2012

© an den Fotos: Rico Prauss (mit Ausnahme des Fotos von Gesine Löttsch) 2012

© der Buchveröffentlichung: VSA: Verlag 2012, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Buchbindearbeiten: fgb – freiburger grafische betriebe GmbH & Co. KG

ISBN 978-3-89965-495-0

Inhalt

Vorwort	7
Gesine Löttsch Berlin	
»Es gab eine Zeit, da waren wir tot. Die Leute gingen abends nach Hause, machten die Tür zu und das war's.«	10
Regina Erbsmehl Werther-Immenrode Thüringen	
»Ich hab Linksaußen gespielt. Die Leute denken oft, das hat Kocalar sich ausgedacht. Aber es stimmt.«	22
Erkan Kocalar Duisburg Nordrhein-Westfalen	
»Ich stand mit meiner Wut nicht mehr alleine da. Es gab Gleichgesinnte, die auch etwas tun wollten.«	36
Sandra Clemens Hamburg-Mitte Hamburg	
»Es ist hier nicht einfach, sich als Linker zu outen. Ich hab mich gezeigt.«	48
Michael Häuser Obertiefenbach Rheinland-Pfalz	
»Im Heim sollten Leute wegen Personalmangels fixiert werden. Da habe ich Anzeige erstattet.«	60
Gerlinde Strasdeit Tübingen Baden-Württemberg	
»Nie wieder Rädchen im Getriebe, nie wieder schweigen, nie wieder glauben, die oben werden es richten.«	72
Dieter Holtz Sassnitz Mecklenburg-Vorpommern	
»Damals hatte ich ein grünes Herz. Heute ist es rot und grün.«	86
Regina Steingräber Lehrte Niedersachsen	
»Ich rede mich manchmal um Kopf und Kragen und abends ist mein Blutdruck höher als morgens.«	98
Hans Stühmer Helgoland Schleswig-Holstein	

»Wir sind nicht mehr Kohlestadt und auch nicht mehr Zwiebelborna. Aber was wollen wir sein?«	110
Simone Luedtke Borna Sachsen	
»Wenn ich etwas klären will, gehe ich zu den Leuten und rede mit denen. So einfach ist das.«	122
Harald Schindel Saarbrücken Saarland	
»Erst mach ich mich sympathisch, dann sag ich, dass ich von den Linken komme.«	134
Lucie Horn Bremen-Huchting Bremen	
»Manchmal bin ich ganz überrascht, was alles noch an Leben da ist.«	146
Gerhard Rohne Prenzlau, Kreis Uckermark Brandenburg	
»Wir werden den Haushalt ohne Wenn und Aber ablehnen.«	158
Brigitte Wolf München Bayern	
»Das Teufelchen sagt, du wirst Oberbürgermeister, ich antworte: Hast du noch alle Tassen im Schrank?«	170
Kai Boeddinghaus Kassel Hessen	
»In unserer Partei können Rinderzüchter echt was werden.«	182
Petra Hort Wanzleben-Börde Sachsen-Anhalt	
»Wer mich hört, hat Glück, und wer mich nicht hört, vielleicht auch.«	194
Christina Emmrich Berlin-Lichtenberg Berlin	
Die Autorin Der Fotograf	206

Vorwort



Sie sind Hoffnungs- und Lastenträger in einem: Menschen, die »große« Politik im Kleinen umsetzen müssen. Doch was ist klein und was groß in der Politik?

Kommunalpolitik findet im wahrsten Sinne des Wortes unmittelbar vor der eigenen Haustür statt. Intakte Bürgersteige, Straßen, Schulen, Bibliotheken, Brunnen, Schwimmhallen, Ver-

eine, Theater und viele andere Angebote machen das Leben in der Gemeinde, in der Stadt lebenswert, lassen sie erst ein Zuhause werden.

Wer in der Kommune auf einem Chefsessel mit oder ohne Parteibuch der LINKEN sitzt, trägt doppelt und dreifach. Mehr als 6.000 ehren- und hauptamtliche Bürgermeister, Stadt- und Gemeinderäte unserer Partei stehen in Ost und West täglich vor der Herausforderung, linke Politik in die kommunale Praxis umzusetzen. Allerorts gähnend leere Kassen animieren nicht gerade dazu, Verantwortung zu übernehmen und sich den berechtigten Ansprüchen der Wählerinnen und Wähler zu stellen, besser noch: sie einzulösen. Wer es dennoch tut, dem wird viel abverlangt. Es ist die tägliche Gratwanderung zwischen Vision und Pragmatismus, die zugleich Chancen bietet.

Menschen, die Chancen suchen, eignen sich gut für die Politik, schreibt die Autorin Kathrin Gerlof in diesem Buch, das zum ersten Mal 16 Kommunalpolitikerinnen und -politiker der LINKEN – aus jedem Bundesland eine oder einen – porträtiert. Dass es mehrheitlich Frauen sind, die sich uneigennützig als treibende Kraft, also als Chancensucherinnen, bewährt haben, spricht für sich. Unsere Partei will als Alternative zum Kapitalismus den demokratischen Sozialismus durchsetzen. Wollen das die Bürger dieses Landes auch? Eine gerechte, solidarische Gesellschaft, in der jeder Mensch in Freiheit und Würde leben kann? Diese Werte stehen für ein System, das wir anstreben. In der Ferne? Nein, denn immer mehr Menschen wollen schon heute anders und besser leben. Es gibt kein Leben als Generalprobe.

Die Politik der Brosamen, bei der Menschen das Mitspracherecht bei existenziellen Entscheidungen verwehrt wird, löst Verdruss und immer öfter Empörung aus. Das allein reicht jedoch nicht aus, um Veränderungen zu erwirken. Demo-

kratie zu leben erfordert den Mut, sich einzubringen, Konzepte zu entwickeln und nicht auf Entscheidungen der Bundes- oder Landesregierungen zu warten.

Das vorliegende Buch soll Mut zur Nachahmung machen. Es beschreibt einfühlsam 16 Menschen, die aufrecht für ihre Überzeugung streiten, die Veränderung im Kleinen wie im Großen auf den Weg bringen. Sie haben den langen Atem, durchzuhalten und bei Niederlagen wieder aufzustehen, erneut anzutreten und nicht aufzugeben. Auch das ist Glück.

»Gute Politik lebt von guten engagierten Menschen«, sagt Kathrin Gerlof. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass die Mühen der Ebenen auch spannend sein können. Spannend zu erfahren, zu erleben und mit dem vorliegenden Buch auch spannend zu lesen.

Gesine Löttsch

Die Kommunalen



**»Es gab eine Zeit, da waren wir tot.
Die Leute gingen abends nach Hause,
machten die Tür zu und das war's.«**

Regina Erbsmehl | Bürgermeisterin

»Fahren Sie langsam ins Dorf rein, sonst sind Sie gleich wieder draußen«, hatte Regina Erbsmehl am Telefon gesagt. »Ich wohne in dem Haus mit der Vogelvoliere davor.« Also nähert man sich Immenrode langsam, denkt aber bei der Anfahrt noch immer darüber nach, ob es angemessen ist, auf einem großen Schild zugleich für die Traditionsbrennerei Nordhausen – berühmt für Nordhäuser Doppelkorn –, eine Fahrt mit der Harzer Schmalspurbahn – beliebt vor allem bei kleinen Kindern – und den Besuch der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora zu werben. Und während man noch den Satz »Ich hätte die KZ-Gedenkstätte da rausgenommen und extra...«, formuliert, ist das Ortsausgangsschild Immenrode schon im Rückspiegel zu sehen. Wo stand das Haus mit der Vogelvoliere?

Die Vogelvoliere wird abends am Küchentisch der Erbsmehls der Neugier wegen ein Thema sein. Noch steht sie leer – die Tage und Nächte sind nicht warm genug für den »Harzer Roller«, den Herr Erbsmehl züchtet und für Sangeswettbewerbe trainiert. Der Kanarienvogel ist ein kleines, quietschgelbes Wunder und kann sehr melodisch und abwechslungsreich singen. Dabei sieht er aus als machte er den Schnabel gar nicht auf, wenn er Touren trällert, die Namen wie Hohlrolle, Knorre, Pfeife und Hohlklingel tragen. Das Schwierigste sei, erklärt der Straßenbauer Erbsmehl, den Tieren beizubringen, dass sie genau dann anfangen müssen zu singen, wenn jemand vor dem Käfig stehenbleibt. Es könnte ja ein Preisrichter sein, der da steht, und sich um einen Wettbewerb handeln, der gerade stattfindet. Herr Erbsmehl behilft sich manchmal mit einer großen Puppe, die er vor die Vogelbauer setzt. Schließlich muss er hart arbeiten und hat wenig Zeit. Eine Preisrichterpuppe hat er sich deshalb ausgedacht, und es scheint zu funktionieren. Sogar Landesmeister ist er schon mal geworden.

Aber gut, das ist ein interessantes Nebengleis – eine kleine Einflugschneise, um sich dem Dorf zu nähern. Denn in Wahrheit geht es um Immenrode und die Immenroder Bürgermeisterin Regina Erbsmehl. Die hat sich einen Tag freigenommen, um sich befragen und ihr Dorf betrachten zu lassen. Sie muss heute also nicht nach Nordhausen ins Möbelkaufhaus, wo sie für jenen Bereich verantwortlich ist, der eine Menge Zubehör zum Wohnen anbietet: Lampen, Geschirr, Bilder, Gläser, Blumentöpfe, Nippes und Raumschmuck.

Regina Erbsmehl arbeitet an Wochentagen in zwei Schichten und jeden zweiten Samstag arbeitet sie auch. Die Bürgermeisterei ist Ehrenamt und findet an den Abenden, an freien Tagen und an Wochenenden statt. Dafür bekommt Regina Erbsmehl – die dritte Wahlperiode bestreitet sie bereits – monatlich 170 Euro Aufwandsentschädigung. So ist das in Dörfern wie Immenrode. In denen baut man darauf, dass sich immer Menschen finden, die sich kümmern und sorgen und dies nicht des Geldes wegen machen.

In Immenrode leben 114 Menschen, davon 20 in der zwei Kilometer entfernten winzigen Enklave Fronderode. Das Dorf ist Teil der Einheitsgemeinde



Werther, südlich des Unterharzes in einer schönen, sanften Landschaft gelegen, deren Erde eine rote Farbe hat. Die Erde wird hart und rissig, wenn es nicht regnet, schwer und dunkel, wenn Wasser vom Himmel fällt. Zu Werther gehören acht Ortschaften – seit der Gemeindegebietsreform im Jahr 1997 ist das so. Rund 3.600 Menschen leben hier auf circa 62 Quadratkilometern. Es gibt vier Jugendklubs und in Haferungen, Mauderode, Kleinwechungen, Pützlingen und Immenrode Dorfgemeinschaftshäuser.

In den Jahren 1993 bis 1996 hat Regina Erbsmehl – da war sie noch nicht Bürgermeisterin – eine so genannte LKZ-Maßnahme gemacht. Die wurde von der EU gefördert und bestand darin, alle Streuobstwiesen in der Einheitsgemeinde zu erfassen. Regina Erbsmehl hat diese Arbeit gern getan. Sie ist mit ihrem kleinen Auto herumgefahren und hat Obstbäume gezählt. Im Frühjahr hat sie geschaut, wie die Bäume in der Blüte stehen und im Spätsommer, wie gut sie Früchte tragen. »Ich habe sozusagen den Bedarf für eine Mosterei ermittelt«, sagt sie. Die ist am Ende nicht errichtet worden, stattdessen fährt nun eine Frau mit einer fahrbaren Mosterei durch die Gegend und macht zu Saft, was die Streuobstwiesen und Gärten hergeben. Regina Erbsmehl aber kannte nach der »Maßnahme« alle Schleichwege und Wildschweine, wie sie sagt. »Ich habe eine Abhandlung geschrieben und alle Bäume verzeichnet. Das ist klassische Marktanalyse.« Jetzt lacht sie. Klar ist es das. Ob später mit der Abhandlung irgendetwas Nützliches gemacht wurde, ist nicht bekannt. Das haben »Maßnahmen« so an sich. Sie neigen dazu, Selbstzweck zu sein.

Eine wie Regina Erbsmehl, Jahrgang 1958, in der Saalestadt Bernburg geboren und aufgewachsen, weiß darüber ein wenig. Sie hat – wie der überwiegende Teil der Ostdeutschen im arbeitsfähigen Alter – nach der Wende umgelernt und umgelernt, um ein Auskommen für sich und die fünfköpfige Familie zu haben. Ihr Mann ebenso. Zusammen kommen die beiden auf sechs Berufe.

Bernburg sei gar nicht so schlecht gewesen, sagt sie. Auch wenn in ihrer Kindheit auf der Saale große schmutzigweiße oder giftiggelbe Schaumberge schwam-

men, die sich im Sommer träge um sich selbst drehen und stanken. »Chemie bringt Brot, Wohlstand und Schönheit«, warb die DDR, und in Bernburg zahlte man dafür – wie anderswo auch – einen hohen Preis.

»Laufen wir mal durchs Dorf«, sagt die Bürgermeisterin. »Grad scheint die Sonne.« Das Dorf ist leer, aber warum sollte es anders sein an diesem Freitag. Wer Arbeit hat, ist auf Arbeit und auch die anderen haben ihr Tun. Das Tun spielt sich auf den Höfen, in den Ställen, Häusern, Gärten ab, nicht vorm Haus. Eine alte Frau steht aber doch auf der Dorfstraße vor ihrem Haus auf einer Leiter und putzt die Fensterbretter. Ihr Enkelsohn hält die Leiter fest und gibt so unfreiwillig preis, wer hier das Sagen hat. Ganz froh sieht er nicht aus.

An der Dorfstraße stehen Masten, an denen hängen alte Lautsprecher. Zu DDR-Zeiten war es üblich, dass die Sekretärin der Gemeinde die Glückwünsche des Bürgermeisters und des ganzen Dorfes überbrachte, wenn jemand Geburtstag hatte. Für die Rentner schallte es am Vormittag durch die Lautsprecher des Ortes, wer arbeiten ging, bekam seinen Glückwunsch nach Feierabend. Und immer ein Lied dazu. So wussten alle, wem zu gratulieren war oder wo es einen Schnaps geben würde. Damals hatte das Dorf noch einen Kindergarten, einen Konsum, in dem man Lebensmittel einkaufte, und eine Kneipe, in der man sich abends traf, sein Bier trank, Skat spielte und übers Leben redete. Das gibt es alles heute nicht mehr. Der Konsum machte 1992 zu. Stattdessen aber gibt es ein schönes Dorfgemeinschaftshaus, das dort steht, wo früher der Konsum war und die Kneipe auch. Das neue Haus beherbergt noch immer den alten Kneipentresen. Die kleinen Kinder aus Immenrode besuchen in Großwechungen den Kindergarten »Bummik«, die größeren die dortige Grundschule.

Kindergärten und Schulen, das sind Bereiche, in denen Gemeinden – trotz schwieriger Finanzlage – noch immer ein bisschen Spielraum haben. Darauf sparen sie, dafür nehmen sie Kredite auf, damit verbindet sich immer der Optimismus, es werden auch in Zukunft Kinder geboren und das Dorf wird nicht aussterben. Demzufolge wird über Kindergärten und Schulen viel diskutiert. Und wenn



etwas gelingt – wie die Sache mit dem Bewegungskindergarten in Werther – ist die Freude groß. Aber dazu später.

»Es gab eine Zeit, da waren wir tot«, sagt Regina Erbsmehl. »Nach der Wende war das. Die Leute gingen abends nach Hause, machten die Tür zu und das war's. Es gab keine Kommunikation, man wusste nicht einmal, wer Arbeit hatte und wer nicht. Und war eine Frau schwanger, erfuhr man es manchmal erst, wenn sie mit dem Kinderwagen durchs Dorf lief. Alle waren mit dem Wechsel beschäftigt.« Für Regina Erbsmehl, die den alten Zeiten nicht nachweint, aber auch nicht so tut, als seien sie das reine Elend gewesen, macht sich diese Erzählung an ganz einfachen Dingen fest. In Vorzeiten habe man um den Friedhof einen neuen Zaun aufgestellt. Und nach getaner Arbeit sei jemand losgegangen und habe Bier geholt, ein anderer brachte Bratwurst und Grill und dann habe man bis abends gegessen. »Das ist ja nicht so der richtige Ort, ein Friedhof«, sagt die Bürgermeisterin und lacht, »aber so war es.«

Regina Erbsmehl sitzt in ihrer Küche in ihrem Haus, das sie mit ihrem Mann vor Jahren in eine große Scheune gebaut hat, und erklärt, dass nun und seit einigen Jahren alles wieder mehr zusammenwachse. »Man muss einfach selber machen. Von allein kommt nichts. Also versuche ich, immer dabei zu sein.«

Einfach ist das nicht, immer dabei zu sein. Die Arbeit, das Haus, die Kinder, von denen eine Tochter noch im Haus lebt und in Jena bei einer Filmproduktion arbeitet – alles braucht seine Zeit. Nebenan das leerstehende Haus der Schwiegereltern mit großem Gelass ebenso, eigentlich müsste man da was tun – abreißen, umbauen, was auch immer. Aber dafür ist nun wirklich kein Raum und keine Möglichkeit. Der Mann hat weite Wege, um zu den Straßen zu kommen, die er baut, und die Arbeit im Möbelhaus ist Vollzeitbeschäftigung. Wie kann da »Selbermachen« aussehen? Am Nachmittag steht die Bürgermeisterin auf dem Hof der Schwiegereltern, um zu zeigen, was alles zu tun wäre und nicht getan werden kann. Und wie sie da steht – eine vollschlanke Frau in Jeans und buntem Pullover, mit silbernem Schmuck und perlmuttglänzendem Nagellack –, wie sie die Augen ein wenig zusammenkneift beim Reden, als fixierte sie die nächste in Angriff zu nehmende Aufgabe, kann man sich gut vorstellen, dass sie es packt. Auch aus diesem Hof und Gelass machte sie was Brauch- und Nutzbares. Wenn nur die Zeit dafür da wäre.

»Wenn du als Bürgermeister willst, dass was getan wird, musst du anfangen. Selbermachen eben.« Regina Erbsmehl hat sich nie abgewöhnt, Sätze zu sagen wie: »Bürgermeister bin ich seit 1999.« Viele behaupten, daran die Ostfrauen bestimmter Generationen zu erkennen. Die sagen, wie Regina Erbsmehl: »Ich hab von 74 bis 77 in Klötze in der Altmark gelernt und bin Agrochemiker geworden.« In Klötze lernte auch der spätere Ehemann Agrochemie. Eigentlich wollte die Abiturientin damals gleich studieren, aber so einfach war das in der DDR

nicht, wenn der Vater als selbstständiger Ofensetzer arbeitete. Selbstständige und deren Kinder hatten es nicht leicht. Also erst die Lehre und dann die Zulassung zum Studium der Agrochemie in Halle/Saale. Währenddessen studierte der Mann an der Fachschule Landtechnik. Ein geborener Immenröder, der da auch nicht weg wollte. Und so zog Regina Erbsmehl 1986 aufs Dorf. Damals sei die Gegend noch Grenzgebiet gewesen, erzählt sie.

Selbermachen ist einfach und zeitraubend und anstrengend und manchmal vielleicht auch nervig. Immer aber eine Haltung. Einmal in der Woche findet im Dorfgemeinschaftshaus, das auch das winzige Büro der Bürgermeisterin beherbergt, die Sprechstunde statt. In den Regalen des Büros stehen Putzmittel, Bücher, die Regina Erbsmehl nicht wegschmeißen mochte und ihre »Dorfbibliothek« nennt, Kaffeetassen mit dem Aufdruck »Gemeinde Werther«, ein paar Ordner, Kram und Krempel. Zur Sprechstunde kommen nicht so oft Leute. Die meisten Sachen werden abends am Telefon geklärt oder auf der Dorfstraße, wenn man sich trifft. »Manchmal schaffe ich am Abend drei Telefonate, das ist dann wie Sprechstunde.« Kommt niemand zur Sprechstunde ins Büro, schnappt sich die Bürgermeisterin den Staubsauger oder die Putzmittel und macht im Dorfgemeinschaftshaus ein wenig sauber. Sie füllt Toilettenpapier nach, schaut, ob Seife da ist, räumt auf.





Das Haus ist der Mittelpunkt des Ortes, hier feiert, wer etwas zu feiern hat, hier findet einmal im Jahr das Sommerfest statt und die Feier zur Kirmes. »Ich bin der Veranstalter der Kirmes«, sagt Regina Erbsmehl. Hier treffen sich die Senioren zu Kaffee und Kuchen, und Silvester kann hier eine große Party steigen. Die Jagdgenossenschaft nutzt das Haus, Jugendweihen, Silberhochzeiten – für all das ist das Gebäude groß und schön genug. Es gibt einen Raum, in dem steht die Schrankwand, gefüllt mit einem Sammelsurium von Gläsern für alle Zwecke, und eine Couchgarnitur. Es gibt eine kleine Küche, deren Einrichtung Regina Erbsmehl zu einem »gemeindeverträglichen Preis« besorgen konnte. Schließlich hat sie auch mal in einem Küchenstudio gearbeitet. Im Rahmen einer »Maßnahme«, die den Titel »Euromanagement und Geschäftsführung« trug, und darüber hinaus. Den Job verlor sie, als ihr Arbeitsplatz nicht mehr gefördert wurde.

Einmal in der Woche trifft sich die Frauensportgruppe, zu der die Bürgermeisterin gehört, und turnt sich unter Anleitung den Stress und die Müdigkeit aus den Leibern. Währenddessen liegt der Hund der Vorturnerin in einem Korb auf der Bühne und schaut den Frauen beim Turnen zu. Im großen Saal mit dem wunderschönen Parkett und den verspiegelten Säulen finden diese Sportabende statt. Und weil Geben und Nehmen immer eins sein sollten, machen die Frauen, die aus drei Dörfern kommen, dann zwei Mal im Jahr einen großen Putz im Dorfgemeinschaftshaus. Da wird das

Parkett gewienert und behandelt, als sei es Schiffsparkett, werden Gardinen gewaschen und Fenster geputzt. Geld für Reinigung ist nicht da.

Geld ist sowieso die größte Mangelware. »Vier Jahre habe ich gebraucht, um die Toiletten im Gemeinschaftshaus renovieren zu können. Jetzt sind sie schön – fliederfarbene Wände bei den Frauen und grüne bei den Männern. Grün hebt«, sagt Regina Erbsmehl und lacht. Die Männer werden es zu schätzen wissen.

Wenn das jährliche Sommerfest im August ansteht, setzt sich Regina Erbsmehl mit anderen Frauen zusammen und dann wird die Arbeit verteilt. Wer macht Kuchen, wer Salat, wer wird grillen, wer den Saal schmücken und wer macht Musik. »Ein DJ kostet ja schon 250 Euro und die haben wir nicht.«

Selbermachen ist einfach und kostet immer Zeit. Im vergangenen Jahr musste das Laub der großen Kastanie an der Bushaltestelle gesammelt und weggebracht werden. Wegen der Motte und weil es halt auch nicht schön aussieht, das alte Laub auf der Straße. Also haben ein paar Leute einen Vormittag lang geharkt und eingesackt. »Wenn ich zu Hause sitzen bleibe, geht das nicht«, sagt die Bürgermeisterin. »Ich kann nicht nur anordnen, ich muss vorneweg gehen.«

Geld – was redet man in den Kommunen über Geld. In Gemeinden wie Werther geht es um Summen, die entlocken anderen wahrscheinlich nur ein müdes Lächeln. Für die Dörfer sind sie existenziell. 2010 mussten 54.600 Euro Gewerbesteuer zurückgezahlt werden und es gab weniger so genannte Schlüsselzuweisungen. Schlüsselzuweisungen sind Teil des kommunalen Finanzausgleichs, der den Kommunen die Selbstverwaltung sichern soll. Das Wort Selbstverwaltung kommt vielen wie eine Farce vor. Wer kein Geld hat oder hoch verschuldet ist, verwaltet das Elend. Die Länder regeln in eigenen Gesetzen die Verteilung von Landesmitteln an Kommunen und die Umverteilung von Geldern zwischen den Kommunen. Der prozentuale Anteil, den Länder aus den Kommunen zustehenden Gemeinschaftssteuern zuweisen, setzt sich aus Schlüssel-, Zweck- und Bedarfszuweisungen zusammen. Und nur die Schlüsselzuweisungen sind frei verwendbar. Weniger zu bekommen heißt also, weniger Spielraum zu haben.

Im Hotel »Hoffnung« in Werther tagt im April 2011 der Gemeinderat. Hinten im großen Raum, während sich vorn im kleineren der Karnevalsverein trifft, um schon jetzt über die närrische Zeit in diesem Jahr zu reden. Bevor die Gemeinderatssitzung beginnt, unterhält man sich darüber, dass in ein paar Orten bereits die Osterfeuer gebrannt haben. Heimlich angezündet, obwohl Ostern erst in zwei Wochen ist. Keine schöne, aber eine alte Sitte – uralte Dorffehden, von denen keiner mehr weiß, wo sie ihren Ursprung hatten, oder einfach nur ärgerlicher Übermut. Wer kann das schon sagen?

Bei fast allen kleinen und größeren Tagesordnungspunkten – 16 an der Zahl – geht es letztlich um Geld. Vielleicht besteht die Chance, dass ein Autohof auf einem Gelände der Gemeinde Werther entsteht, gleich an der Auffahrt zur



Autobahn. Das brächte Geld in die Kassen und dort störte der Autohof auch niemanden. Die Chance eröffnet sich, weil die Menschen in Sundhausen nicht wollen, dass eine große landwirtschaftlich genutzte Fläche für den Autohof umgewidmet wird.

In Werther freute man sich, höbe die Stadt Nordhausen den bestehenden Beschluss zur Errichtung des Autohofes in Sundhausen auf. Dann könnte man zum Zug kommen. Der Beigeordnete, der die Sitzung leitet, sagt: »Der Autohof wäre für uns gut.« Also hofft man.

Dann wird über die bald anstehende Einweihung des Bewegungskindergartens geredet. Für die Baumaßnahme muss die Gemeinde einen Eigenanteil erbringen. Tafelsilber in Form von Grundstücken, die verkauft werden könnten, gibt es kaum noch. Also muss ein Kredit in Höhe von 125.000 Euro aufgenommen werden. Der Gemeinderat ermächtigt den Bürgermeister, drei Angebote von Banken einzuholen und den günstigsten Kommunalkredit auszuhandeln. Kredite bekommt man aber nur, wenn man nicht hoch verschuldet ist. Also gilt es, zu haushalten und an allen Ecken und Enden zu sparen, um sich diese Möglichkeit, Projekte zu finanzieren, offenzuhalten.

Am Dachfirst des Dorfgemeinschaftshauses Immenrode flattern weiß-rote Wimpel, gebastelt aus Absperrband. Die hat Regina Erbsmehl da hingehängt,

weil sonst die Schwalben nisten. »Ich mag Schwalben, aber einen neuen Außenanstrich am Haus kann ich mir nicht leisten und Vögel machen eben Dreck.« Alles kleine Maßnahmen, um das Große und Ganze nicht zu gefährden oder zu ermöglichen. Zum Beispiel die Aufnahme eines Kredits. Könnte man das nicht tun, flößen keine Fördermittel, fließen keine Fördermittel lassen sich so gut wie gar keine Wünsche mehr erfüllen.

Also sparen, haushalten, klug wirtschaften, kreativ sein. Deshalb auch beauftragt der Gemeinderat auf seiner Aprilsitzung den Bürgermeister, sich um die Umschuldung der ehemals selbstständigen Gemeinde Kleinwechungen zu kümmern, die bei der Münchener Hypothekenbank einen Kredit hat. Kredit neu aushandeln zu günstigeren Bedingungen, lautet der Auftrag. Das wird ein paar Euro bringen. Und die kann man dringend gebrauchen.

Regina Erbsmehl ist stolz auf den Bewegungskindergarten – der wird schön und ein Aushängeschild für die Gemeinde wird er auch sein. Sie zeigt während einer kleinen Rundfahrt durch die Ortschaften der Einheitsgemeinde, wo draußen auf dem Kindertengelände das große Piratenschiff hinkommen soll und schwärmt vom Farbkonzept im und am Gebäude, das sich zum Bewegungskonzept gesellt und zusammen eine runde Sache werden wird. Bald ziehen die Kinder aus dem alten Schloss – schön, aber für diese Zwecke eher weniger tauglich





– in das neu gestaltete Haus. Anmeldungen gibt es genug, sogar aus Nordhausen werden Eltern ihren Nachwuchs in den Bewegungskindergarten bringen.

Auf der Gemeinderatssitzung startet Regina Erbsmehl den Versuch, die Gebührenordnung für die Nutzung öffentlicher Räume zu ändern. Öffentliche Räume ermöglichen gesellschaftliches Leben und es wäre doch gut, müssten die Menschen dafür nicht Gebühren bezahlen. Natürlich wäre es gut, niemand im Raum hätte etwas dagegen, wäre nur genug Geld da. »Es muss bleiben, wie es ist«, sagt der amtierende Bürgermeister, »unsere Haushaltslage ist desolat. Aber es wird bald einen Vorschlag des Bürgermeisters geben, mit dem Ihr sicher gut leben könnt«, schickt er tröstend hinterher. Einen Versuch war es trotzdem Wert.

Regine Erbsmehl ist seit 1999 Bürgermeisterin. Eine parteilose, die für die Partei DIE LINKE Kommunalpolitik macht. Im Gemeinderat sitzen vier von dieser Partei, sechs für die CDU, vier für die Bürgerbewegung Runder Tisch Werther und zwei für die SPD. Man kann nicht sagen, dass keine Rolle spielt, für welche Partei jemand Kommunalpolitik macht, aber es ist schon anders als auf Landes- oder gar Bundesebene. Was vernünftig klingt und ist, lässt sich oft schneller beschließen und durchsetzen. Die Dinge sind wie sie sind und letztendlich haben alle Gemeindevertreter die gleichen oder ähnliche Sorgen und kommen auf ganz

praktische und manchmal auch fröhlich machende Lösungen. So hatte man beispielsweise vor einiger Zeit den Wunsch, in den Orten Geschwindigkeitsanzeiger aufzustellen. Die gelten als die sanfte Art, Autofahrer darauf aufmerksam zu machen, dass in den Ortschaften langsam fahren ein Gebot der Sicherheit und der Freundlichkeit ist. Für ein Gerät hätte das Geld gereicht und deshalb war die Überlegung, es dann halt von Ortschaft zu Ortschaft wandern zu lassen. Als man dies auf der Homepage der Gemeinde Werther veröffentlichte, fand sich tatsächlich ein Sponsor für acht Geräte. So kann es gehen.

Regine Erbsmehl sitzt in ihrer Küche und fragt, ob solche Geschichten wirklich aufschreibenswert seien. Und ob man nicht auf Fotos verzichten könne, sie möge es gar nicht, fotografiert zu werden. Herr Erbsmehl erzählt von Schildbürgerstreichen im Straßenbau und davon, wie hart diese Arbeit ist, wenn man langsam älter wird. Er will gleich noch mal nach den Vögeln gucken und eigentlich müsste er auch noch einem Nachbarn helfen, und das Trike will er aus der Garage holen. Schließlich ist dies ein Sonnentag. Manchmal, wenn Zeit ist, fährt das Ehepaar Erbsmehl mit dem Trike durch die Landschaft. Aber da müssen schon eine Menge gute Dinge zusammenkommen, wenn das klappen soll.

Regine Erbsmehl ist überzeugt, dass Immenrode eine Zukunft hat. Die Mischung stimmt. Die älteste Immenröderin ist 91 Jahre alt. In den vergangenen sieben Jahren wurden sieben Kinder geboren. Im Ort ist jedes Grundstück bewohnt und alle haben Arbeit. Sie fahren auf Montage oder nach Barbis in die Pinselfabrik, sind Handwerker oder bei dem Wiedereinrichter im Ort beschäftigt, der einen großen Pferdehof betreibt und Achtung dafür genießt.

Wenn es um Wünsche geht, ist die Bürgermeisterin von Immenrode bescheiden. Eine größere Trauerhalle könnte man gebrauchen und vielleicht wird es doch einmal möglich sein, die Nutzung des Dorfgemeinschaftshauses kostenlos anzubieten. Vor einiger Zeit hat sie gedacht, drei Wahlperioden seien ja wohl auch genug und nun könne jemand anderes ran. Aber es werde sich wohl niemand finden, sagt sie. Ganz unfröhlich sieht sie dabei auch nicht aus.



Die Texte



Kathrin Gerlof, geboren 1962 in Köthen/Anhalt, lebt seit 1986 in Berlin. Sie studierte Journalistik und arbeitete bis 1994 als Redakteurin für verschiedene Tageszeitungen, ist seitdem Freiberuflerin und schreibt Wörter und Sätze auf, von deren Verkauf sie lebt. Zuletzt erschien im Aufbau Verlag Berlin ihr dritter Roman mit dem Titel »Lokale Erschütterung«.

Die Bilder



Rico Prauss, geboren 1961 in Frankfurt/M., investierte den ersten Lohn in Kamera und Dunkelkammer. Nach Ausbildung zum Filmtonmeister, seiner Arbeit für viele Film- und Fernsehproduktionen kombiniert er als Freier zwei Berufe für eine Leidenschaft: den Verkauf von gutem Ton und guten Bildern für eine gute Geschichte. Rico Prauss lebt in Berlin und arbeitet überall.